Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 208 (1935)

Artikel: Schleichwege der Liebe
Autor: Grossenbacher, W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657117

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schleichwege der Liebe.

Eine Novelle von W. Großenbacher.

Irgendwo in einem der vielgewundenen bernischen Täler laufen das holperige Sträßlein und der flinke Bach so nebeneinander her, daß zwischen ihnen noch grad ein schmales Häuschen und ein blumenbunter Gartenriemen Platz finden. Gegen die Straße zu hängt ein verwettertes Dach bis halb über die Fenster des einzigen Wohngeschosses herunter; auf der Bachseite aber spielt sich das Häuschen als zweistöckiges Bauwerk auf, und in der Tat wohnten da vor Jahren auch zwei Parteien drin, von deren Krieg und endlichem Friedensschluß hier berichtet sei.

Im obern Stock hauste die Besitzerin des Heimwesens, die Tannersetti, eine ältere Jungfer, weder schön noch reich; aber ein ehrliches, braves Weibsstück war sie, und wenn sie nicht einen Kropf wie eine gut geratene Kartoffel als überflüssiges Anhängsel herumgetragen hätte, wer weiß, ob sie nicht in jüngern Jahren noch einen rechten Mann gefunden hätte. Das Häuschen war gut im Stand und schuldenfrei, und Setti konnte mit ihren geschickten Händen stricken und häkeln wie keine weitum, so daß es leicht auf den damals schier unerhörten Taglohn von fünfundzwanzig guten Batzen kommen konnte. Aber weil in dem stillen Winkel noch mehr als genug handfestes Weibervolk wuchs, wurde Settis Kropf zum Blitzableiter für alle Liebeswünsche, und ungestört von Mann und Kindern schlug es sich selber tapfer und aufrecht durchs Leben.

Ähnlich war es auch seinem Mieter in den untern zwei Stuben gegen den Bach zu ergangen. Das war der Christenkobi, Schuhmacher von Beruf. Wie Setti, hatte auch er einen Leibschaden, der ihn nur zu einem halbwertigen Heiratsstück machte: Er hatte ein verkürztes Bein, und wenn er auch mit dem Zollstecken nachweisen konnte, daß das andere dafür länger sei als bei allen übrigen Dorfgenossen, so wollte trotzdem keiner Ledigen auf Stunden rundum das wackelnde Gestell besser gefallen. So klopfte er denn seinen Ärger in das dicke Sohlleder hinein, und seine Liebe grub er in die paar Gartenbeete, die Setti ihm zur Wohnung überlassen hatte. Und weil er sein Leder so wacker klopfte, brachten ihm die Leute übergenug invalides Schuhwerk zum Flicken, und die dankbare Gartenerde lohnte ihm Liebe und Mühe mit leuchtenden Blumen und zartem Gemüse, so daß ihm zu den erschusterten Batzen gleich noch Augenfreude und Magentrost ins Haus wuchsen.

So hätten eigentlich Setti und Kobi gar nicht übel zueinander gepaßt; aber beide hatten in ihrer Vereinsamung dicke und stachlige Rinden angesetzt, durch die die Herzwärme fast nicht mehr hinausdringen konnte.

Dazu kam noch, daß Setti in aller Unschuld — oder eigentlich zur offenbaren Wahrung seiner Unschuld — gleich an Kobis Einzugstage einen Fehler begangen hatte, den ihm der Schuhmacher lange nachtrug.

Über Kobis zweistöckigem Stubenofen war nämlich eine Klappe in der Decke, durch die man grad in Settis Schlafstube hinaufsteigen konnte. Nun hätte Setti ja um seiner Sicherheit und Unschuld willen vor des Schusters Einzug die Klappe festnageln, oder mit einem starken Riegel sichern lassen können; aber daran hatte es nicht gedacht, bis es zu spät war. Erst als Christenkobi mit zwei Bauernburschen den Hausrat in die Stube trug, kam Setti die gefährliche Klappe in den Sinn.

Setti stand eben mit einer Nachbarsfrau, die wegen eines verzwackten Häkelmusters um Rat fragen gekommen war, am Wohnstubenfenster. Die beiden Frauensleute begutachteten hinter den Blumenstöcken und weißen Vorhängen hervor des Schusters Hausrat, der noch auf einem Brückenwagen aufgestapelt vor dem Haus stand. Da streckte zu oberst auf dem Fuder ein ganz ordentlicher Eichentisch seine gekreuzten Beine und eine dickbauchige Brotschublade dem Himmel zu, und als die Burschen den Tisch herunterhoben, kam ein mächtiger Schrank mit gemalten Blumen und einem Spruchband zum Vorschein, der den beiden Beobachterinnen gar wohl gefiel. Die drei Männer hatten ordentlich zu knorzen, bis sie das schwere Möbelstück auf seine Klotzfüße gestellt und ins Haus gebracht hatten.

Und dann lag da des Schusters Bett vor den kritischen Frauenaugen.

„Eh, aber nun schau einmal, Setti: hat da der lahme Knieriemler nicht sogar ein zweischläfiges Bett! Ein zweischläfiges, und mit einer Roßhaarmatratze wohl auch noch! Da sieht man wieder, das ledige Mannsvolk..."

Aber mitten aus der Nachbarinnenrede, die doch sicher noch interessant geworden wäre, rannte Setti in seine Schlafstube hinüber. Beim Anblick des zweischläfigen Bettes war ihm sein eigenes und die unbewehrte Verbindungsklappe im Stubenboden in den Sinn gekommen.

Verblüfft schaute die Nachbarin dem so plötzlich verschwundenen Setti nach. So mitten aus angeregtem Gespräch davonzulaufen, hatte doch keine Art! Und jetzt hörte sie, daß Setti unter Brummen und Schnaufen in der Schlafstube irgend einen schweren Gegenstand über den knarrenden Boden zerrte. Hilfsbereit stolperte sie über die Schwelle und sah, wie Setti mit glührotem Kopf einen schweren Kleidertrog von der Fensterwand weg in eine andere Ecke schleifte. Mit kundigem Auge erspähte sie den Zweck dieses Umzuges: dem lahmen Schuster sollte von Anfang an der Durchschlupf in die höhern Gefilde machtvoll versperrt werden.

Darüber lachte die Nachbarin los wie ein wieherndes Füllen. Sie klatschte sich auf die breiten Schenkel und krümmte sich vor unbändiger Lachlust wie in Bauchwehkrämpfen zusammen. Zur Not konnte sie noch gerade erkennen, daß Setti mit zornfunkelnden Augen und hochroten Backen dastand, als ob es ihr schnurstracks in die Haare fahren wollte. Wie ein gescheuchtes Huhn rannte sie gackelnd und gluckend zur Stube hinaus, und nun konnte Setti totsicher sein, daß die Trog- und Klappengeschichte schon am Abend in allen Häusern weitum belacht werden würde.

Aber der Lärm von Settis Verteidigungswerk war auch im untern Stock gehört und sofort richtig gedeutet worden. „Potz Hagel, Kobi! Die da oben versperrt dir den Himmel schon gleich am ersten Tag!"

Und hatte im Oberstock das Lachen der Nachbarin Setti in Harnisch gebracht, so schlug das Grinsen der beiden Helfer bei Kobi nicht weniger ein. Zwar war zorniges Zufahren nicht seine Art; aber Settis Klappensperre ging dem Schuster als offenbarer Mißtrauensbeweis durch Kittel und Rippen. Wohl setzte er dem Spötteln und Ankratzen seiner Umzugsmannen nur ein verächtliches Lächeln entgegen; aber die Sache würgte ihn so, daß ihm allein deswegen Setti augenblicklich widerwärtiger wurde, als wenn es drei Kröpfe vaterländischer Güte nebeneinander über den Jackenbund gehängt hätte. Der ganze Einzug in die freundlichen Stuben war ihm verdorben, und von da an stand zwischen den beiden Hausbewohnern auch im täglichen Umgang ein zolldicker Laden.

Es sei zwar nicht verschwiegen, daß dann und wann von der einen oder andern Seite versucht wurde, wenigstens ein Splitterchen von der trennenden Wand abzuklauben. Wenn Setti den Schuster so fleißig sein Leder klopfen hörte, oder wenn es sah, wie er trotz seiner ungleichen Beine so wacker im Garten hantierte, dann kam ihm Kobi gar nicht so übel vor; aber kaum hatte es einige freundliche Gedanken und halbe Wünsche in seine Strickarbeit eingeflochten, so hörte es wiederum das Wiehern der Nachbarin — und aus war es mit den zärtlichen Gefühlen. Ein paar Tage lang surrte es dann wie eine giftige Wespe in seinen Stuben herum und gönnte Kobi kaum einen Gruß.

Dem Schuhmacher ging es nicht viel anders: Dachte er an Settis Fleiß und nicht geringe Hausfrauentugenden, oder bemerkte er gar, wie sorglich es seine Blumen auf den Fenstersimsen hegte und sein Trüpplein Hühner bemutterte, dann wurde ihm unter dem pechbeschmierten Schusterschurz ordentlich warm, so daß er ganz selbstvergessen zu pfeifen begann. Aber auf einmal klang ihm wieder das Rumpeln von Settis Kleidertrog in seine Musik hinein, und dann riß er den Pechdraht durch die vorgebohrten Löcher, daß er wie verstimmte Saiten wimmerte.

Dieser stille Kriegszustand dauerte nahezu ein Jahr, und es bedurfte schon stärkerer Ereignisse, um ihm ein Ende zu setzen.

Den ersten Streich führte Kobi; aber leicht wäre er fehlgegangen, hätte Setti ihm nicht eine andere Richtung gegeben.

Nach einem warmen Frühlingsregen hatte Kobi in einem seiner Gartenbeete mit viel Sorgfalt und im Vorgenuß der künftigen Ernte

Zuckererbsen gepflanzt. Dann hatte er sich zufrieden daran gemacht, ein Paar schwer havarierte Bauernschuhe mit neuen Doppelsohlen zu belegen.

Durch das weitgeöffnete Fenster schien goldig die Frühlingssonne auf seinen Werktisch und fast genießerisch führte Kobi mit sicherem Schnitt sein langes Schustermesser durch das kernige Leder. Da tönte in das leise Knirschen des Lederschneidens von draußen das eifrige Locken eines Hahns.

„Aha," dachte Kobi, „Settis Hühner gehen auch der Sonne nach."

Als er aber einen raschen Blick zum Fenster hinaus tat, mußte er erkennen, daß dem Federvieh seine Erbsen mindestens so gut gefielen, wie ihm selber. Mit stolz erhobenem Kopfe kratzte der Gockel ein Erbsenhäufchen nach dem andern auf, bückte sich dann auf seinen Fund und rief seine vier Hennen zum seltenen Schnabelfest heran. Die drängten sich denn auch eifrig pickend um ihren Herrn, der ihnen würdevoll das gute Futter überließ.

Das war zuviel für Kobis Gärtnergemüt. In jäher Wut warf er sein Ledermesser wirbelnd in das Federvolk, unbedenkend alle Folgen. Gackernd und flügelschlagend fuhren die Hühner im Garten herum, bis sie die von Kobi selber offen gelassene Gartentüre fanden und schreiend vor dem Haus hinauf beinelten. Der Hahn jedoch rannte schwankend auf den Gartenhag los, flatterte ängstlich an den Staketen hinauf und fiel plötzlich als ein stiller Federklumpen hin. Auf dem Erbsenbeet aber lag mit leuchtend rotem Kamm und aufgesperrtem Schnabel der Gockelkopf, den Kobis Ledermesser kunstgerecht vom Kragen getrennt hatte.

Erst stand Kobi nach seinem Meisterwurf ganz verdonnert da, das kürzere Bein hochgezogen und den Hals lang gereckt.

„Potz Pech und Leder!" brummte er dann vor sich hin. „Jetzt geht's schräg und krumm!"

Aber schließlich humpelte er doch in den Garten hinaus, suchte zunächst sein Ledermesser aus dem Spinatbeet, in dem es nach dem Wirbelflug gelandet war, packte dann mit halbem Grauen den enthaupteten Hühnervater und beförderte endlich noch mit tieffurchendem Fußtritt den vorwurfsvoll schielenden Hahnenkopf in den Bach hinaus. Dann machte er entschlossen kehrt, um seine Tat vor Setti, als dem zuständigen Richter, zu verantworten.

Der Gang über die steile, ausgetretene Steintreppe hinauf war ihm sonst schon wegen seiner ungleichen Beine nicht leicht; aber nun drückte ihn das Gefühl, als zornwütiger Gockelmörder vor seine Hausherrin treten zu müssen, erst recht in die Kniekehlen nieder. Aber sein rechtlicher Sinn war stärker als die Verlegenheit — die Sache mußte in Ordnung gebracht werden.

Zaghaft klopfte er an Settis Haustüre, und als ihm nicht sogleich geöffnet wurde, wagte er fast nicht mehr, nochmals anzupochen. Schnell flog ihm der Gedanke durch den Kopf, wenn Setti am Ende grad abwesend wäre, könnte er vielleicht den gemordeten Hahn stillschweigend tief im Garten verlochen, und dann hätte ihn halt der Fuchs geholt oder ein Hühnerhändler wegstibitzt.

Sofort meldete sich aber auch sein Gewissen: „Du hast eine Dummheit begangen, Kobi, nun mache nicht noch eine Schlechtigkeit daraus!"

Das gab dem Schuster die Kraft zu nachdrücklichem Klopfen, und er hörte damit nicht eher auf, als bis er hinter der Türe Setti eilig heranschlurfen hörte.

Als sich die Türe auftat, standen die beiden Hausgenossen ein Augenblinzeln lang einander verwirrt und sprachlos gegenüber; doch Setti fand sich rasch, zog seinen verdatterten Mieter am Schurz über die Schwelle und schloß hinter ihm sorglich die Türe.

„Komm in die Stube, sonst gehen wieder die Mäuler los, wenn uns jemand so vor dem Haus verhandeln sieht."

Immer noch wortlos gehorchte Kobi, den Hahn unter den Arm geklemmt. Daß Setti nicht gleich nach Weiberart losgeschrien hatte, gefiel ihm einesteils recht wohl; aber dann fürchtete er, es könnte bei dieser ungewöhnlichen Beherrschung eine besonders teure Geschichte werden, und darob brannten ihn seine ehrlich verdienten Batzen durch die Hosen hindurch.

Settis Ruhe aber kam davon her, daß es die ganze Mordszene zwischen seinen Fensterblumen hindurch von Anfang bis Ende mitangesehen

hatte. Grad als es selber die räuberischen Hühner mit lautem Rufen aus dem Erbsenbeet scheuchen wollte, war der blitzende Stahl unter sie gefahren, und noch vor dem Schuster hatte es den ganzen Umfang des Unheils erkannt. Erst wollte es in Schelten und Jammern ausbrechen; doch da regte sich auch schon die liebe Eva-Neugierde, was nun wohl der lahme Kobi anstellen werde. So blieb es fein still, bis der Hühnerschlächter anfänglich schüchtern und schließlich ordentlich grob an die Haustüre klopfte.

Fünf Generationen.

Dieser nicht alltägliche Mut zur Verantwortung griff dem Setti ganz eigen ans Herz. Fast hätte es in der ersten Aufwallung auf jeden Schadenersatz und Tadel verzichtet. Nur das Gefühl, daß eine solche Großmut den Schuster auf dumme Gedanken bringen könnte, hielt es am Ende davon ab.

So kam es, daß Kobi ganz wider Erwarten auf eine gefaßte und milde Richterin stieß. Als er stockend und sich verhaspelnd seine Zornestat vorbrachte, hatte Setti schon wieder seine Strickarbeit aufgenommen und zählte scheinbar ganz unbeteiligt die Maschen auf den Nadeln. Diese Ruhe, dazu die saubere Wohnlichkeit der Stube und überdies sein schlechtes Gewissen schnürten indessen dem armen Kobi sein Redebächlein bald völlig ab, und nun mußte Setti das Wort ergreifen.

„Ja nun," sagte es, ohne aufzublicken, „das Unglück ist jetzt nicht mehr zu ändern, und der dumme Gockel hat auch seinen Teil Schuld daran. Was brauchte der Erbsen zu stehlen, wenn er doch jeden lieben Tag sein ordentliches Futter bekommt! Nur kommt mir die Sache jetzt grad recht ungeschickt, weil ich ihn schon der Wirtin im ‚Bären' so halb versprochen hatte. Nächste Woche sollen sie Herrenleute aus der Stadt zum Abfüttern bekommen, und sie wollte mir für den Vogel vier ganze Franken zahlen, weil er jung und doch schon so gut am Fleisch sei. Und ein sorglicher Hühnervater war er ja auch. Aber acht Tage lang bleibt er mir halt nicht frisch..."

„Ja, wenn Setti mit vier Franken zufrieden wäre...", stotterte der Schuster und klaubte dabei ein Häufchen Nickelmünzen mit einigen raren Silberlingen dazwischen aus dem tiefen Hosensack. Das Aussuchen kam ihn hart an. Endlich aber lagen die vier Geldstücke, alle mit der wehrhaften Mutter Helvetia obenauf, an einer Reihe. Mit schwerer Hand schob Kobi sie über den Tisch, stand dann auf und hinkte, ohne auf Settis Erklärungen und Danksagungen weiter zu achten, zur Türe hinaus und in seine Werkbude hinunter. Den geköpften Hahn aber, dessen weitere Zubereitung zu einem guten Braten er sich nicht zutraute, ließ er als unbrauchbar einfach auf der Wandbank liegen.

Ärgerlich über sich und ganz durcheinandergeschüttelt von Settis verständiger Art und dem

Schmerz über das viele hartverdiente Geld, warf er seinen pechigen Schurz auf den Ofentritt, langte sich den Hut vom Nagel und machte sich in stummem Zorn auf den Weg nach dem „Bären". Er mußte seinen Ärger irgendwo auslassen, und das gelang ihm an ein paar Holzfuhrleuten so gründlich, daß er gegen 10 Uhr in der Nacht recht unsanft an die Luft oder, genauer gesagt, auf die Straße gesetzt wurde.

So rappelte er sich denn mit einiger Mühe auf und machte sich heimzu, barhaupt, da er sich den Hut nicht recht vom Gaststubennagel zu holen getraute. Die frische Luft, die so allseitig zu seinem eckigen Schädel Zutritt hatte, tat ihm gut und hellte ihn unterwegs schon so weit auf, daß ihm vor der Haustüre einfiel, was Setti wohl mit dem Gockel gemacht habe. Eigentlich gehörte er ja ihm; er hatte ihn doch ehrlich bezahlt. Aber vielleicht war es besser, wenn er nicht mehr davon redete. Verkaufen konnte er das Federvieh ohne Erklärung nicht, selber braten auch nicht — da mochte Setti schon gleich Hahn und Geld behalten.

Unter solchem Kopfrechnen war es ihm gelungen, das sperrige Haustürschloß zu öffnen und das Küchenlämpchen anzuzünden. Beim ersten Lichtschein aber erblickte er etwas, das ihn mit einem Schlag katznüchtern machte: auf dem Kochherd lag in einer weißen Schüssel der gemordete Hahn, schön braun gebraten, nach allen Regeln der Kunst.

Das konnte nur Setti getan haben. Aber wie war die Hausmeisterin denn in seine Küche gekommen? Er hatte doch den schweren Schlüssel eben erst aus dem Hosensack herausgebohrt. Vielleicht durchs Stubenfenster? Aber als er in der Wohnstube Licht machte, war das Fenster zu, und das Schlafstubenfenster hatte er Settis Hühner wegen schon gleich beim Einzug vernagelt.

Huip! entfuhr ihm ein halber Pfiff, und tagheiter kam ihm die Erleuchtung: durchs Ofenloch herunter mußte Setti eingestiegen sein. Also — war seine zweite Folgerung — dann war die Klappe nicht mehr verstellt!

Fast wäre ihm das Blut in die Stoppelwangen gestiegen, und es juckte ihn, zu probieren, ob die Klappe auch jetzt noch spiele. Rechtzeitig kam ihm aber in den Sinn, daß Setti den Versuch schlimm aufnehmen könnte.

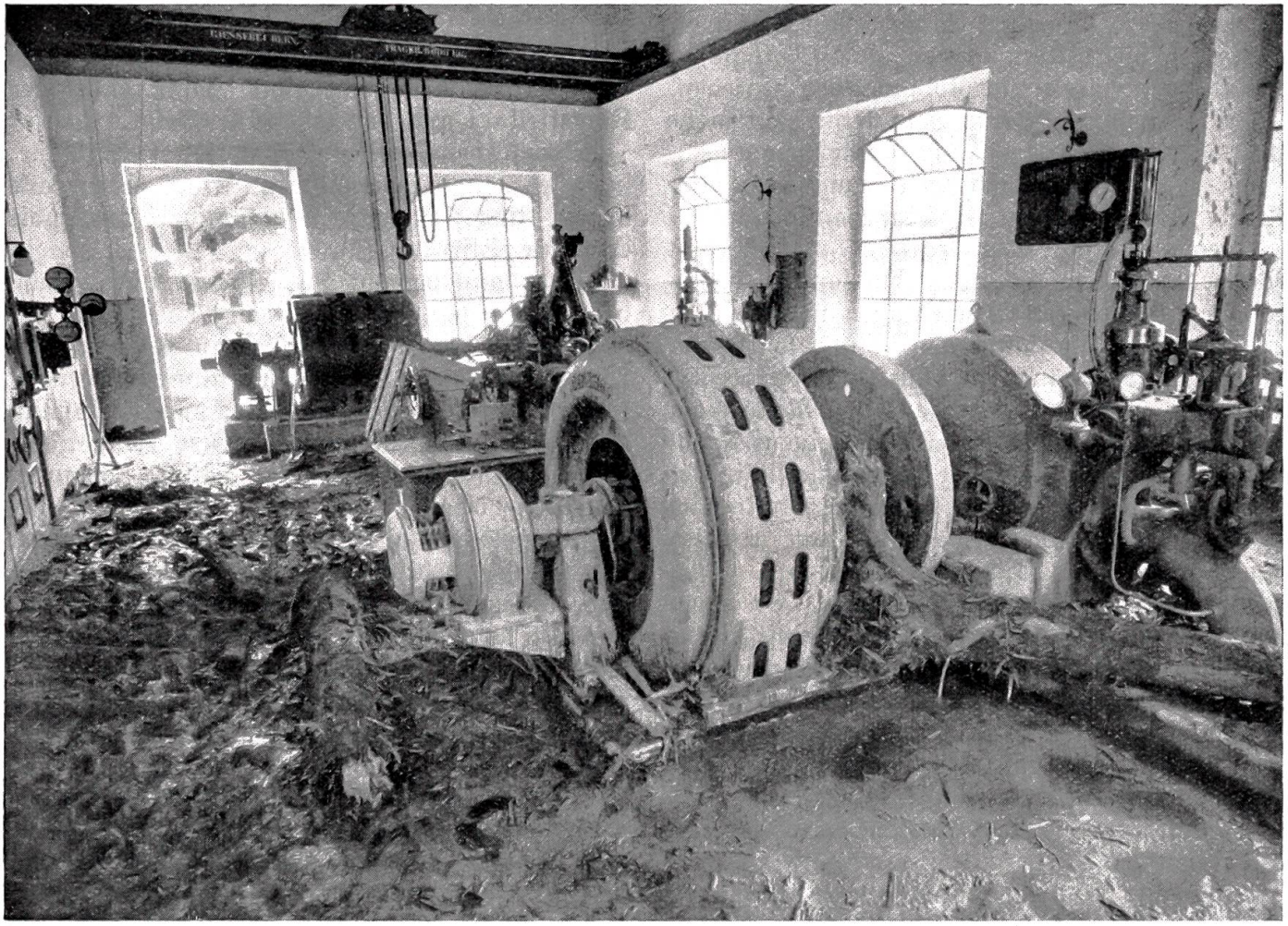
Und siehe da, wahrhaftig — sein Werktisch war aufgeräumt worden! Schön in Reih und Glied lagen die Hämmer, die Ahlen und Messer, und sogar die Nägel waren im groben aussortiert und an besondere Häuflein gelegt. So etwas war ihm seiner Lebtag noch nie vorgekommen. Vor Staunen wollte er sich auf seinen Dreibeinstuhl setzen, aber da mahnten ihn die gequetschten Stellen, daß er gescheiter täte, sich ins Bett zu legen.

Wider alle Gewohnheit zog er noch in der vordern Stube die Schuhe aus, um das hilfreiche Setti nicht etwa zu stören, löschte dann die beiden Lichter und zog sich im Finstern aus. Den Kopf voll krauser Gedanken, die alle um Setti kreisten, legte er sich in das breite Bett, und lange konnte er nicht einschlafen.

Am Morgen erwachte er darob, daß eines von Settis Hühnern auf das Gesims vor seinem vernagelten Fenster flog. Erst wollte er sich darüber ärgern; aber gleich fiel ihm Settis Guttat ein, und mit ganz wunderlichen Gefühlen zog er sich an, wusch und kämmte sich sogar vor dem Spiegel, während er das sonst nur so dem Gefühl nach vollbrachte. Darob entsprang seinem Hirn fix und fertig der Gedanke, er wolle Setti zum Mittagessen einladen, damit es auch seinen Teil von dem gebratenen Vogel bekomme.

So etwas war zwar im Dorf noch nie bräuchlich gewesen; aber hatte denn schon je einmal eine alleinstehende Jungfer einem ledigen Hausmann einen Hahn gebraten und die Werkstatt aufgeräumt? Da war wohl eine Kühnheit die andere wert!

Ohne Zögern stieg deshalb Kobi nach raschem Morgenessen die Treppe hinauf und klopfte forsch an Settis Haustüre. Diesmal wurde ihm sogleich geöffnet; aber als er seine Hausherrin vor sich sah mit Backen, die nicht bloß vom morgendlichen Waschen röter waren als gewöhnlich, da wurde er doch schier verlegen. Umständlich kratzte er seine gar nicht schmutzigen Schuhe am Scharreisen ab und schloß mit abgewendetem Rücken die Türe. Setti war offenbar von dem Besuch überrascht und wußte auch nicht recht Worte zu finden. Aber nun nahm sich Kobi ein Herz:



Unwetterkatastrophe im Lauterbrunnental.
Maschinensaal des Elektrizitätswerkes Stechelberg.

„Ja, Setti, was ich sagen wollte: Ich danke dir auch noch vielmal für den Braten und für das Aufräumen. Es wäre ja nicht nötig gewesen..."

„O doch, das Aufräumen war schon sehr nötig!" platzte nun Setti in einem Ton hinein, der halb wie ein Vorwurf für die Unordnung auf Kobis Werkbank und halb wie Bedauern klang, daß so ein einschichtiges Stück Mannsvolk eben nicht zu allen Hausarbeiten Zeit finden und Geschick haben könne.

„Versteh' mich recht, Setti! Das Aufräumen war gewiß nötig, ich weiß wohl. Aber daß du mir den Hahn gebraten hast, das war nicht nötig — ja, weißt, weil er doch eigentlich dir gehörte. Das Geld gab ich doch eigentlich nur so als Schmerzensgeld..."

„Nein, Kobi, du hast ihn bezahlt, so gut wie ihn die Bärenwirtin hätte zahlen müssen, und umkommen lassen durfte man ihn nicht. Und weil ich dachte, du könntest ihn doch nicht recht herrichten, habe ich es halt getan. Da ist nichts zu danken dafür!"

„Ja, wenn du keinen Dank nimmst dafür, werde ich wohl für Fett und Mühe zahlen müssen", drückte Kobi hinterlistig hervor.

„Das wär mir jetzt noch schöner!" fuhr Setti auf. „Wenn du mich nicht fuchswild machen willst, so laß deine Batzen sauber im Sack!"

Die Melodie gefiel Kobi grad, und ehe Setti noch recht wieder ruhig geworden war, hatte es seinem Mieter versprochen, den Hahn essen zu helfen, aber nicht unten in der Schusterstube,

sondern oben, im ersten Stock. „Nur damit du nicht noch mehr Dummheiten machst!“ fügte es rechtfertigend hinzu, und Kobi war des zufrieden.

Eilig schob er ab, um Setti keine Zeit mehr zu näherem Überlegen und schließlichem Abschlag zu lassen, und bald hörte man ihn über der Arbeit pfeifen wie ein Fink im Hanfsamen.

Gegen Mittag aber legte er plötzlich sein Werkzeug hin und tat, was ihm sonst höchstens bei Begräbnissen an Wochentagen nötig schien: Er kratzte sich sorgfältig den Stoppelbart weg und wusch die Hände in scharfem Sodawasser, so daß sie nachher krebsrot aus den Rockärmeln hervortraten. Dann suchte er aus seinem Frühsalat die zartesten Köpfchen aus, putzte sie in der Küche von Schnecken und Erdspritzern rein und wollte eben mit diesem Beitrag zum gemeinsamen Festessen zur Haustüre hinaus, als er sich gedämpft beim Namen rufen hörte. Es schien ihm, als ob der Ruf aus seiner Budike tönte. Verwundert kehrte er dahin zurück. Da leuchtete ihm aus dem Ofenloch herunter ein rotes Gesicht entgegen, und Settis Stimme, in Aufregung und Verlegenheit ganz wacklig geworden, forderte ihn auf, durch die Klappe hinaufzukommen, damit kein fremdes Auge sehe, wie er zu ihm zum Essen komme.

Kobi ging es aufs Haar wie seinem hebräischen Namensvetter, als der im Traum die Himmelsleiter mit den Engeln sah. Auch ihm schien die Pforte zum Himmel geöffnet, und wenn es auch nur ein kropfiges Setti war, das ihn hinaufrief, so stieg er doch rasch die hohen Ofenstufen hinan, streckte erst seine Salatköpfe als Vorboten und Opfer der verschämten Jungfer hin und schwang sich dann durch das Deckenloch hinauf in das Allerheiligste seiner Hauswirtin.

Bevor er aber nur recht einen Blick auf die saubere Neuwelt hatte werfen können, schritt Setti ihm vorauf in die Wohnstube, und er humpelte gefügig nach. Wortlos wies ihn Setti an die eine Schmalseite des Tisches; dann zog es noch den einen Vorhang gegen die Straße hin vorsichtig vor das halbe Fenster und ging rasch hinaus, den Salat zuzubereiten. Kobi vertrieb sich unterdessen die Zeit mit dem „Hinkenden Boten“, der in der Bankecke unter der von ihm weniger geschätzten Bibel und dem Gesangbuch lag, und ehe er sich's versah, stand das Essen säuberlich vor ihm auf dem weißen Tischtuch: eine brave Erbsensuppe, der goldbraune Hahn, ein dicker Kartoffelbrei und der zartgrüne Salat.

Bevor aber Setti den Schöpflöffel eintauchte, sagte es sein „Speis Gott, tränk Gott, alle armen Kind...“, ganz unbekümmert um Kobis erstaunte Stirnrunzeln.

Und dann begann das seltsame Liebesmahl, bei dem nur dann und wann eins das andere mit den immer gleichen „So nimm doch!“ zum Weiteressen ermunterte. Die flinke Kastenuhr kicherte durch die Stube; sonst war es so still, daß man durch die geschlossenen Fenster die Hühner auf der Treppe ihr Mittagsgeplauder gagaaken hörte.

Schweigend, aber recht herzhaft zugreifend, saßen sich die beiden Hausgenossen gegenüber. Das ungewohnte Zusammensein rührte indessen in Setti wie in Kobi Gedanken auf, denen sie sonst nie recht hatten nachzugehen gewagt. Aber einen schnelleren Schnauf tat deswegen keines, geschweige, daß sie mit einem Wort daran gerührt hätten.

Erst als Setti mit einem Schürzenzipfel den Mund gewischt und der Schuster sein Eßwerkzeug zum Zeichen völligen Sattseins gründlich abgeleckt hatte, drängte sich Kobi eine Anerkennung auf die Zunge: „Weißt, Setti, das hätte ich im Leben nie gedacht, daß so eine Strickerin so gut kochen könnte! Das war ja besser als bei einem Gräbtessen im Bären!“

Das Wort tat Setti wohl und ermunterte es seinerseits zu einem Kompliment ähnlicher Prägung: „Und ich hätte nie geglaubt, daß ein Schuster so sauber und anständig essen könnte, gewiß fast wie ein Pfarrherr!“

Das ging nun wieder dem Kobi glatt ein, und so war jedes wohl zufrieden mit sich und dem andern.

Das Erlebnis gab übrigens beiden Mitwirkenden noch tagelang zu schaffen. Jedes erkannte nun den innern Wert des andern deutlich genug. Über die Äußerlichkeiten, wie Settis Kropf und Kobis kurzes Bein, waren sie gegenseitig längst hinweggekommen; solche Kleinigkeiten galten für ihr bestandenes Alter ohnehin nicht viel. Beide sahen auch die Vorteile einer

Verbindung gut genug ein. Aber bis so bei zwei einsamen Leutchen aus dem lieben Bernbiet die Gedanken sich zu Worten und Taten formen, braucht es schon eine Zeit.

Zu ihrem Glück kam ihnen ein gütiges Geschick nochmals zuhilfe, indem es nun auch Kobi Gelegenheit gab, sich von der besten Seite zu zeigen.

Als Setti im Heuet als willkommene Hilfskraft auf einem benachbarten Bauernhof wacker mit Gabel und Rechen hantierte und sein Häuschen vertrauensvoll in der Obhut seines für Feldarbeiten untauglichen Mieters gelassen hatte, brach eines Nachmittags ein Gewitter mit schweren Regengüssen und giftig fauchenden Windstößen los.

Kobi schloß sorglich sein Stubenfenster, deckte über ein paar hoffnungsvolle Nelkenstöcke in seinem Garten leere Blumentöpfe und öffnete Settis Hühnern, die sich ängstlich und verwaist an die Hauswand drückten, den Einschlupf in ihren Verschlag.

Schon grollte naher Donner in das Rattern der eilig heimfahrenden Heufuder und der stoßweise Wind wirbelte dicke Staubwolken vom Sträßchen auf. Da hörte Kobi vor seinem Fenster ein Krachen und Klirren, als ob ein Küchenschrank voller Geschirr umgeworfen würde. Trotz des platschweise einsetzenden Regens lief er in hopsenden Sätzen vors Haus — und da lagen Settis vielliebe Geranienstöcke in einem jämmerlichen Haufen von Erde und Topfscherben, zerknickt und zerschlagen.

Schmerz um die Blumen und Bedauern mit Setti sprengten den Schuster im ersten Schreck hochauf. Dann aber raffte er von den Stöcken und Schossen in seinen Schurz zusammen, was er noch des Aufhebens wert erachtete, unbekümmert um die Dachtraufe, die ihn bis auf die Haut mit kalten Wasserstürzen durchnäßte.

Mit den geretteten Resten zog er sich dann ganz zerschmettert in seine Küche zurück und sah von da aus zu, wie der schwere Regen die Bohnen die schon halb mannshoch an den Stickeln hinaufgeklettert waren, unbarmherzig in den Boden hineinschlug. Das ohnmächtig mitansehen zu müssen, tat Kobi in die Seele hinein weh; aber ebensosehr trauerte er um Settis Geranien.

Eine halbe Stunde mochte das Wetter so getobt haben — da hörte es fast mit einem Schlage auf. Noch tropfte der Regen in langen Schnüren vom Dach herunter, und in den Gartenweglein liefen eilige Wasseradern dem erdbraun einherschießenden Bach zu, als Kobi mit seinem Schurz voller Geranienschosse in seinen übel zerschlagenen Garten eilte. Einen wehmütigen Blick warf er auf seine zusammengestauchten Bohnenstauden, auf die geknickten Erbsen und Malven am Gartenhag. Dann hob er die Blumentöpfe von den Nelkenstöcken und freute sich, schon wieder etwas getröstet, daß wenigstens diese seine Lieblinge unversehrt geblieben waren. Und nun begann er mit Geschick und Eifer seine eigenen leeren Töpfe mit Erde zu füllen und mit den Schossen zu bestecken. Die großen roten Blütendolden, die für die Stecklinge zu schwer gewesen wären, brach er sachverständig aus und legte sie zu einem glutigen Strauß abseits.

In seinem ehrlichen Eifer merkte Kobi nicht, daß Setti, das in ahnungsvoller Angst heimgerannt war, am Gartenhag stand und ihm mit feuchten Augen bei seinem Samariterwerk zusah.

„Kobi, Kobi, was machst du da?“ rief es ihn endlich mit halb erwürgter Stimme an.

Wäre Kobi von einem frisch vom Himmel herabgestiegenen Engel so angerufen worden, er hätte nicht freudiger erschrecken können. Mit einem ganz eigenen Lächeln, das seinen tropfenden Eckschädel seltsam verschönte, sah er stumm zu Setti auf.

„Weißt, Kobi, du bist ein lieber...“

„So, bin ich? Dann hilf mir, daß die armen Stäudelein bald wieder in die Erde kommen.“

Eilig kauerte sich Setti zu seinem Hausmann hin und half ihm die Pflänzlein betreuen. Keines sagte dabei ein Wort, bis der letzte Topf gefüllt war und sie sich die feuchte Erde von den Händen rieben.

„Willst mir jetzt noch helfen, die Stöcklein hinauftragen?“ fragte Setti endlich.

Wortlos packte sich Kobi so viele Töpfe, als er fassen konnte, unter den linken Arm und in beide Hände und folgte seiner Hausherrin über die Treppe hinauf nach. Diesmal merkte er von den ausgetretenen steilen Stufen nicht das geringste. Immer mit seinem seltsamen Lächeln

Langholz in einer Velohandlung.

hielt er Setti die geretteten Pflänzlein hin, damit es sie wieder auf die Gesimse stelle. Noch zweimal mußten sie in den Garten hinunter, und beim letzten Aufstieg trug der Schuster den feurigen Buschen Geranienblust wohl etwas steif aber sorglich in der freien Rechten.

Als Setti ihm den letzten Topf aus dem Arm genommen hatte, streckte er ihm schließlich auch noch den herbsüß duftenden Maien hin und sprach dazu ganz feierlich: „Und da wäre auch noch das Brautbukett, wenn du es von mir so nehmen willst."

Setti schoß das Blut in die Backen. „Das Brautbukett, sagst du? Ja, ist dir das ernst, Kobi?"

„Ich glaube wohl! Wir haben uns nun ja lange genug besinnen können. Und wenn ich dir recht bin, können wir am Sonntag nach der Predigt gleich mit Pfarrer und Ziviler die Sache abmachen."

„In Gottsnamen denn, Kobi! Du bist mir schon recht, und ich will dir eine rechte Frau sein."

Damit nahm es Kobi den Strauß ab und reichte ihm zu ehrlichem Verspruch die Hand. Mehr zu reden oder zu tun gab es da nicht, und so ging Kobi geruhig aus der Stube und stieg in seine Behausung hinunter, während Setti den Blumenbuschen in einen leeren Milchhafen steckte.

Dann ging jedes wieder seiner gewohnten Arbeit nach, und kein Mensch im Dorf hätte etwas von der Abmachung der beiden geahnt, wenn nicht nach Feierabend ein Bauernbursche mit einem Paar schadhafter Dragonerstiefel zu Kobi gekommen wäre. Als er auf wiederholtes Klopfen keine Antwort bekam und doch Licht in der Stube sah, trat er einfach in die Schusterbude. Kobi war nicht drin. Aber als der Bursche sich erstaunt umsah, bemerkte er, daß die einst so viel belachte Ofenlochklappe offenstand. Da wußte er genug und ging grinsend davon.

So kam es, daß Christenkobis und Tannersettis Verlobung noch zwei Tage vor der Zeit bekannt wurde. Aber geschadet hat es ihnen nichts.

Buße.

Müller hat sich im Streit mit seiner Schwiegermutter hinreißen lassen, sie zu ohrfeigen. Sie verklagt ihn, und der Richter verurteilt Müller zu 108 Franken Geldstrafe. — „Wieso gerade 108 Franken?" wendet Müller ein. — „Nun," meint der Richter, „hundert Franken Strafe und acht Franken Vergnügungssteuer!"